

Schumann und die Oboe

Bei Opus 61: Céline Moinet stellt am Montag ihre neue CD vor

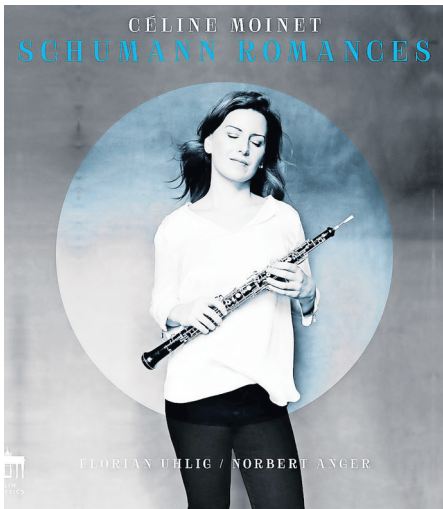
VON ALEXANDER KEUK

Es sind leider nur drei kurze Romanzen, die Robert Schumann für die Oboe und Klavier komponiert hat – im turbulenten und schaffensfruchtbaren Jahr 1849 kurz vor der Übersiedlung von Dresden nach Düsseldorf. Sie sind – natürlich – seiner Frau Clara „zum Weihnachtsfest 1849“ gewidmet.

Die französische Oboistin Céline Moinet, seit neun Jahren Solo-Oboistin der Sächsischen Staatskapelle Dresden, präsentiert auf ihrer dritten CD dieses einzige Originalwerk Schumanns für die Oboe, spinnt aber die Romanzen-Fäden mit einigen interessanten Bearbeitungen anderer Instrumentalwerke von Clara und Robert Schumann weiter. Eine selten zu hörende Bearbeitung von Stücken aus den berühmten „Kinderszenen“ für Oboe und Klavier von Emilius Lund huldigt ebenso dem Geschmack der Haus- und Salonmusik des 19. Jahrhunderts wie die Bearbeitungen der „Lieder im Volkston“ Opus 102 oder der „Studien für den Pedalflügel“, die der Komponist Theodor Kirchner 1888 für Oboe und Cello setzte, und auch Clara Schumann antwortete ihrem Mann mit „Drei Romanzen“, allerdings im Original für die Violine komponiert...

Céline Moinet wird auf dieser Aufnahme von dem Pianisten Florian Uhlig (Professor und Prorektor an der Hochschule für Musik) und dem Cellisten Norbert Anger (Konzertmeister der Sächsischen Staatskapelle Dresden) begleitet. Die Oboistin wird ihre neue CD am Montag, um 19 Uhr bei Opus 61 vorstellen. Die CD-Präsentation findet im Café Eivissa im Hof der Bautzner Str. 6 in der Dresdner Neustadt statt, der Musikjournalist Alexander Keuk moderiert. Im Anschluss an die Veranstaltung wird Céline Moinet signieren. Der Eintritt ist frei, es wird allerdings um Voranmeldung per Telefon unter 0351-486 17 48, Fax 0351-486 17 49 oder E-Mail post@opus61-dresden.de gebeten.

📌 CD: Céline Moinet – „Schumann Romances“, mit Norbert Anger (Cello) und Florian Uhlig (Klavier), erschienen bei edel classics
➡ opus61-dresden.de/veranstaltungen



Galerie FLOX kommt nach Dresden

Die Galerie FLOX, die bislang in Kirschau südlich von Bautzen zu Hause ist, eröffnet demnächst ihren neuen Standort in Dresden. Am 11. November (ab 11 Uhr) startet die Galerie im Neustädter Barockviertel Am Obergeraben 10 in das Abenteuer Landeshauptstadt. Der Auftakt ist mit der Eröffnung der Ausstellung „The next step – Der nächste Schritt“ verknüpft, die acht Künstler aus sechs Ländern vereint, darunter den auch auf der jüngsten Ostrale in Dresden vertretenen Stephan Popella, Zhu Zi aus China, Alexander G. Zakharov aus der Ukraine, Steve Lewis aus den USA und Poul R. Weile aus Dänemark. Ziel sei, „zeitgenössische Kunst unterschiedlicher Genres“ zu präsentieren, hieß es in einer Mitteilung der Galerie.

Die Galerie FLOX am Standort Kirschau bei Bautzen, in der ehemaligen Textilfabrik „Im Friese“, ist eine der räumlich größten privat geführten Galerien im Freistaat und gehört zu den wichtigsten Adressen für zeitgenössische Kunst in Ostsachsen. Inhaber Karl Dominick und Galerieleiter Hellfried Christoph wollen mit dem zweiten Standort neue Akzente setzen und internationaler werden. „Unsere Standorte in Dresden und Kirschau werden jeweils ein zunehmend eigenes Profil entwickeln, sie werden eine Symbiose bilden, sich ergänzen und voneinander profitieren“, ließ sich Christoph zitieren.

Die Galerie FLOX eröffnete in Kirschau ihre erste Ausstellung im Juni 2013 in einem ehemaligen Industriegelände, genannt „Friese“. Sie arbeitet auch eng mit der Kunstinitiative Im Friese e.V. zusammen. In Kirschau stehen rund 500 Quadratmeter Ausstellungsfläche zur Verfügung. Vor wenigen Tagen endete dort die mittlerweile 19. Sonderausstellung.

➡ www.galerie-flox.de



Martin Mannig: Wonderland, 2006/07, Öl und Eitempera auf Leinwand, Privatsammlung Dresden.

Foto: Juliane Mostertz

Manga-Mädchen im Möhrenwald

Ab heute ist die Ausstellung „folkfuturism“ von Martin Mannig in der Städtischen Galerie zu sehen

VON LISA WERNER-ART

Martin Mannigs (geb. 1974 in Freiburg) Bilder erscheinen oft gleichermaßen vertraut und befremdlich. Der Grund: Figuren wie Sandmann und Pittiplatsch sind ebenso zu entdecken wie Rotkäppchen und Zwerge, eine Hexe oder eine Großmutter, aber auch Hasen und Katzen. Das Befremdliche: Sie sind auf den zweiten Blick nicht so vertraut, wie es anfangs scheint. Denn Rotkäppchen kann schon ein eigenartig altes, affenartiges Gesicht haben und Mäcki den Stinkefinger zeigen. Und nicht selten entdeckt man auf Bildern – seien es „porträtartige“ Einzelfiguren aus der Märchen-, Kinderbuch- und Computerspielwelt oder vieltätige Zusammenstellungen – Totenköpfe und Knochen. Auch wenn letztere heute bis in die Textildgestaltung vordringen sind, kaum einer etwas dabei findet – die Gesamtheit der Bilder Martin Mannigs befördert doch durchaus den Eindruck, dass etwas Unheilvolles mit im Schwange ist, was in der Welt von heute nicht so abwegig erscheint. Diesen Eindruck vermitteln nicht zuletzt auch jüngere Bilder des Künstlers, in denen sich die angedeutete Figurenwelt mit jener mischt, die er bei mehreren Reisen nach Japan (2008 und 2011) kennenlernte und die sich unter anderem in der Darstellung von Manga-Mädchen realisiert.

Ein Bild wie „Dead-End Forest“ (2014) ist in mehrerer Hinsicht beispielhaft für die mit „folkfuturism“ überschriebene erste Museumsschau des von der Galerie Gebr. Lehmann vertretenen Künstlers, die ab

heute in der Städtischen Galerie Dresden gezeigt wird, führt es doch Elemente der heimatischen Figurenwelt – Zwerge und Hase – mit einem sich absehbaren lasziven Manga-Mädchen inmitten eines Möhrenwaldes zusammen. Solche Konstellation drückt sich nicht zuletzt in dem Ausstellungstitel aus, wobei die heimischen Elemente für das Traditionelle und die spezifisch japanischen gewissermaßen für das Moderne stehen sollen. Im Konkreten verdankt sich der Ausstellungstitel auch dem Umstand, dass Mannig seine Bildgestalten durchaus gegenständlich in die Schau einbezogen wissen wollte. Dazu suchte er den Kontakt zum Museum für Sächsische Volkskunst der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden, arbeitete sich besonders durch den erzgebirgischen Bestand im Depot. Im Ergebnis vereinte er solcherart Figuren aus seiner eigenen Sammlung und aus dem Museum zur Installation „Volksrakete“, die gewissermaßen Wurzeln der einen Anregungsebene des Künstlers offenlegt. Der „Rakete“ sollte man übrigens nicht zu nahe kommen, meldet sie sich dann doch mit einem lauten, ziemlich anhaltenden Piepton.

Unmittelbar daneben schiebt sich ein großer, flacher Vitrinenkeil in die Bilderschau, der hunderte Zeichnungen Mannigs enthält, die mehr oder weniger geordnet ausgelegt sind und einen Eindruck von den Arbeitsprinzipien des Künstlers vermitteln. Die Zeichnungen bilden eine Art Archiv seiner Bildfiguren, die im Atelier in unzähligen Variationen und geordnet nach Kategorien lagern. Manche davon werden

in die schon erwähnten, porträtartigen kleineren Einzelbilder umgesetzt – etwa in einen raffzahnigen „Hans Leberwurst“ (2009). Daraus werden manchmal „Ansammlungen“ verschiedener Bildgestalten („Ansammlung I“, 2004). Wirkt eine solche oft noch fast rudimentär, so zirkulieren die Figuren auch in größere, nicht immer voll entschlüsselbare Zusammenhänge. Es handelt sich bei den Bildern Martin Mannigs eben oft um ein – in den Augen der Autorin – etwas ungemütliches Wunderland, in dem nächtens allerdings auch zauberhafte Schmetterlinge fliegen („Wonderland“, 2006/07), die sich andernorts vielleicht in ein niedlich-erotisches Manga-Mädchen verwandeln oder auch eine schöne Nixe. Der Teufel ist allerdings nicht weit („Ramba Zamba“, 2008).

Wie Martin Mannig mit seinen Figurfindungen umgeht, erfährt man in der Schau auch mittels einer ansehnlichen Videoanimation von 2017. Hier werden einzelne Figurteile zu Versatzstücken, die in schneller Folge neue Figuren entstehen lassen. Überhaupt macht die Schau ein durchaus spielerisches Umgehen mit Bildfindungen deutlich. Jüngstes Ergebnis davon sind collageartige Werke. Basis dafür ist, dass Mannig das Nähen für sich entdeckt hat. Gleichwohl kann er ein solches Bild auch ohne viel Mühe wieder auseinander nehmen, es neu gruppieren oder die Teile einzeln präsentieren.

Diese erste Museumspräsentation Martin Mannigs, die Werke aus 13 Jahren vereint, lässt für den Besucher ein ausgesprochen phantasiereiches Schaffen sichtbar

werden, das seine Impulse aus traditionellen Quellen seiner Herkunft wie aus den aktuellen Entwicklungen modernen Lebens bezieht. Der Künstler hat sich eine ganz unverwechselbare, scheinbar märchenhafte oder comicarig gestaltete Bildwelt geschaffen, in der das Bruchige unserer Zeit aufsteht.

Die Grundlagen für diesen künstlerischen Weg legte er während seines Studiums an der Hochschule für Bildende Künste Dresden (1999–2004), dem sich ein Meisterschülerstudium bei Ralf Kerbach anschloss, aus dessen Klasse bekanntlich eine Reihe sehr eigenständige Künstlerpersönlichkeiten hervorging – man denke nur an Eberhard Havekost und Thomas Scheibitz. Martin Mannig konnte bereits 2004 den Caspar-David-Friedrich-Preis entgegennehmen und wurde 2008 für den Otto-Dix-Preis nominiert. Dass seine Art der Bildfindung auch Interesse über Galerien, Museen und Sammler – viele der gezeigten Werke kommen aus Privatsammlungen – hinaus weckt, zeigen Aufträge für Bühnen- und Kostümbilder zweier Produktionen des Theaters Junge Generation in Dresden (2014 und 2015).

📌 Zur Ausstellung „folkfuturism“ liegt ein Katalog vor (26 Euro). Angeboten wird zudem ein umfangreiches Programm von Führungen und Veranstaltungen, wo der Künstler mehrfach anwesend ist (unter anderem ein Künstlergespräch am 25. Oktober, 16.30 Uhr). Ausstellung bis 14. Januar, Di – Do, Sa/So 10 bis 18 Uhr, Fr 10 bis 19 Uhr, Mo und am 24., 25. und 31. Dezember geschlossen
➡ www.galerie-dresden.de

Wenn sich ein Leben verflüssigt

Im Societaetstheater hatte das Stück „Paradies“ Premiere

VON CHRISTIAN RUF

„Was wollen wir trinken, sieben Tage lang. Was wollen wir trinken, so ein Durst... Es wird genug für alle sein. Wir trinken zusammen, roll das Fass mal rein“, heißt es in einem lustig-trinkseligen Lied der niederländischen Gruppe Bots.

Hannah Luckraft, die Protagonistin in A.L. Kennedys Roman „Paradies“, trinkt mehr als sieben Tage. Sie trinkt eigentlich fast immer. Ihr Dasein ist regelrecht der Lebenshaltung „Bibo, ergo sum“ verpflichtet. Mit Hannah hat die schottische Autorin eine der wenigen Frauen in der an Trinkern reichen Literaturgeschichte geschaffen. Der Roman hat fast 400 Seiten, für das Societaetstheater haben Philipp Lux und Oda Pretzschner eine Bühnenfassung erstellt, die am Donnerstag Premiere hatte. Lux, Leiter des Schauspielstudios Dresden, führte Regie, Pretzschner steht auf der Bühne, das heißt zunächst liegt sie auf dem Boden – und zwar wie man eben schon mal daliegt nach einem Absturz. Spärlich bekleidet. Verdreht. Mit dem Kopf in einer Sporttasche. Klassischer Hangover also, wie der Angelsache zu sagen pflegt.

Hannah, die gern in Bars mit Männern abhängt und eine männliche Art des Trinkens pflegt – das heimliche Likörsüffeln der Hausfrauen ist nicht ihr Ding –, ist nicht krank“, wie sie mehrfach versichert. Sie mag halt Flüssigkeiten, jedenfalls jene, die hochprozentig sind oder beim Sex ausgetauscht werden. Für Sex – inklusive Blowjob – ist sie ebenfalls zu haben, auch wenn sie sich hinterher schon mal geschockt der traurigen Tatsache stellen muss, dass sie „mit einem Mann gefickt hat, der den IQ eines Küchentisches hatte“ (nicht nur an dieser Stelle war viel Frauengekicher im Saal, so manche hatte wohl ein Déjà-vu).

Die von Hannah entwickelte Ästhetik des Trinkens, das sie als „Vollzeitbeschäftigung“ erachtet, findet zeitweilig einen Mitspieler in Robert Gardener, verheirateter Zahnarzt, mit dem sie gut klar kommt. Auch um die Beziehung zu retten



Voller Einsatz: Oda Pretzschner als Hannah.

Foto: Dettlef Ulbrich

(und weil der Körper sich lautstark zu Wort meldet – und zwar mit Ausfallerscheinungen), unterzieht sich Hannah einer Therapie. Hier wird es sogar etwas witzig, erzählt Hannah mit ihrem ganz eigenen Humor doch geradezu höhnisch, wie das so zugeht in einer Gesprächsrunde, dass etwa der „Stuhlkreis“ immer ganz begeistert ist, wenn einer weint, „denn dann gibt es eine Pause und Kekse“. Diesen Patienten sowie auch der Ärztin verleiht Pretzschner vortrefflich spezifischen Tonfall und Mimik, vor allem aber trifft sie den sarkastischen und zuweilen selbstironischen Unterton der Erzählfigur, was wichtig ist, denn es nicht zuletzt der trockene schwarze Humor, der Hannah über ihren eigenen Ruin erhebt. Körperlich holt Pretzschner ohnehin das Letzte aus sich heraus, etwa wenn sie in bizarrsten Verrenkungen mit dem Kopf nach unten an der Wand klebt oder zu lauter Musik über die Bühne hopst und tanzt, wobei ihre Figur versichert: „Ich bin nicht betrunken, nur außer Kontrolle!“

Einen plausiblen Grund für Hannahs Sucht erfährt man nicht. Die Eifersucht auf den kleinen Bruder, der es im Gegensatz zu ihr zu einer Familie gebracht hat und sich immer wieder um seine gefallene Schwester kümmert (was als schmachvoll empfunden wird), scheint als Beweggrund arg bemüht. Ist es die Summe der Verletzungen und Enttäuschungen, wenn die Typen, von denen sich schon mal anziehen fühlt, weil deren Hemd „nach Rauch und künftiger Nacktheit riecht“, sich immer wieder aus dem Staub machen? Vielleicht, Kennedy verweigert die Antwort, das Paradies, jedenfalls einen Hauch davon, spürt ihre Figur Hannah halt nur auf der Haut ihres Liebhabers und in jedem Drink, mit dem sie sich die Kante gibt. Die Erkenntnis der Trinkerin, „Immer das Gleiche. Mein Leben verflüssigt sich!“, trifft voll und ganz zu. Kennedy gönnt uns keinen Platz für das kleinste bisschen Hoffnung, aber ihrer Figur gesteht sie jene Größe und Stolz zu, wie sie einst etwa dem Schauspieler und Entertainer Harald Juhnke, mit dessen alkoholischen Exzessen und Abstürzen die halbe Nation litt, durchaus eigen war.

📌 nächste Vorstellungen: 27.10. & 28.11., jeweils 20 Uhr
➡ www.societaetstheater.de

Perfektionismus und ein Potpourri

„The Good Life“: Till Brönner und Band präsentieren ihre neue CD im Tourneekonzert im Kulturpalast

VON ALDO LINDHORST

Auch Jazzkonzerte können pünktlich beginnen. Schlag Acht startet die Band mit einem kurzen Intro, gleich darauf betritt der Star die Bühne und setzt an zu einem berauschenden Abend. Till Brönner war mal wieder in Dresden, wo ganz offensichtlich nicht nur die Musikhochschule seine Wiederkehr erwartet (die freilich muss noch etwas länger ausharren, bis der Jazz-Professor hier wieder tätig wird). Der Konzertsaal im Kulturpalast war jedenfalls recht ansehnlich gefüllt, lediglich im Parkett gähnten einige freie Plätze unbesetzt. Dass Brönner in diesem Haus, wie zuletzt vor dessen Umbau geschehen, vor nur gut 50 Leuten spielt, wird ihm gewiss nicht noch einmal passieren.

Er attestiert dem neuen Saal einen guten Klang, was allerdings bei der technischen Raffinesse seines Equipments keine ganz große Kunst ist. Der heftige Lautsprechersound dürfte diesmal dafür gesorgt haben, dass wirklich überall derselbe Höreindruck zu erleben gewesen ist. Und zwar mit viel Energie, Elektrotechnik und sehr schlagbetont.

Das Tourkonzert zur neuen CD, die 2016 unter dem Titel „The Good Life“ bei Masterworks (Sony) erschien, startete mit purem Perfektionismus und bot zunächst wenig Raum für Improvisationskunst,

dafür jede Menge begeisternder Soli – und sowieso blitzblanke Trompetentöne. Da mag sich der 1971 in Viersen geborene Musiker noch so charmant für seine Instrumentenwahl zu erklären versuchen, in Sachen Spieltechnik macht ihm derzeit kaum wer etwas vor. Da beherrscht er die pure Perfektion. Brönner ist technisch ver-

siert, lässt es aber schon beim zweiten von insgesamt nur knapp einem Dutzend Titeln mal so richtig krachen und quäken, schraubt sich scheinbar mühelos in enorme Tonhöhen und absolviert noch die virtuosesten Tonläufe absolut unangestrengt.

Im Duo mit dem Tenorsaxofonisten Mark Wyand gibt es zunächst reichlich



Ein Könnler: Till Brönner.

Foto: Dietrich Flechtner